Deutsches Montags-Blatt.

Chef-Redacteur: Arthur Levysohn in Berlin. Verlag von Rudolf Mosse in Berlin-Leipzig.

Nummer 14. Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf., direct unter Kreuzband 3 M. 20 Pf. pro Quartal. **Berlin, 4. April 1887.** Insertions-Preis pro fünfgespaltene Colonelzeile oder deren Raum 40 Pf. **XI. Jahrgang.**

Sonntags-Telegramme.

J. Konstantinopel, 3. April, 11 Uhr. Hier geht das Gerücht, die Pforte beabsichtige neuerdings eine Botschafterkonferenz wegen der bulgarischen Frage anzuregen.

Hm. Wien, 3. April, 11 Uhr 10 Min. Das „Wiener Tagblatt" erfährt aus Bukarest, der Ministerpräsident Bratiano habe den preußischen Schwarzen Adlerorden erhalten. — Der „Neuen Freien Presse" wird aus Petersburg gemeldet, die Oberpreßverwaltung habe Katkoff im Namen des Czaren eine Verwarnung ertheilt.

Fr. Madrid, 3. April, 9 Uhr 30 Vorm. Während der gestrigen Cortessitzung entdeckte man hinter der Portière der Eingangsthür eine 12 Centimeter lange, mit brennender Lunte versehene, geladene Explosionspatrone.

W.T.B. Madrid, 3. April, früh. Auf der Treppe im Gebäude des Finanzministeriums explodirte in der vergangenen Nacht eine gleichfalls mit Explosivstoffen gefüllte Patrone und zertrümmerte einige Fensterscheiben. Verletzt wurde Niemand.

D. Petersburg, 3. April, 11 Uhr 41 Min. In russischen Finanzkreisen wird, laut Novosti, um der Wirklichkeit der Operationen in Russenwerthen im Auslande vorzubeugen, der Gedanke zur „Errichtung einer Filiale der russischen Reichsbank in Berlin" verwirklicht, wenn die deutsche Regierung damit einverstanden sei. Sonst würde eine Filiale in Form einer russischen Privatbank, welche vollständig von der hiesigen Reichsbank abhängig und eine durchaus zuverlässige Agentur der letzteren bilden würde, errichtet.

W.T.B. **Wien,** 3 April, Vorm. 11 Uhr 10 Min. **Privatverkehr. Oesterr.** Kreditaktien 278,80, 4proz. ungar. Goldrente 100,90. Matt.

W.T.B. **New-York,** 2. April, Abends 6 Uhr. Waarenbericht. Baumwolle in New-York 10⁹/₁₆, do. in New-Orleans 10¹/₈. Raffin. Petroleum 70⁰/₀ Abel Test in New-York 6⁹/₁₆ Gd., do. in Philadelphia 6⁹/₁₆ Gd. Rohes Petroleum in New-York — D. 6 C., do. Pipe Line Certificates — D. 68⁰/₀ C. Mehl 3 D. 45 C. Rother Winterweizen loco — D. 91¹/₄ C., per April 91¹/₄, per Mai — D. 91⁹/₁₆ C., per September — D. 90¹/₄ C. Mais (New) 49. Zucker (Fair refining Muscovados) 4⁹/₁₆. Kaffee (Fair Rio-) 15¹/₄. Schmalz (Wilcox) 7,80, do. Fairbanks 7,80, do. Rohe u. Brothers 7,80. Speck 8¹/₂. Getreidefracht 1¹/₂.

Politische Wochenschau.

Von Arthur Levysohn.

Um die Geschichtschreibung der letzten Jahrzehnte würde sich der Mann verdient machen, welcher einen Preis für den Historiker aussetzte, dem es gelänge, den Vater des Kulturkampfes ausfindig zu machen. Fürst Bismarck will es nicht sein, Fürst Löwenstein, dem man dieser Tage die Vaterschaft zugeschoben, lehnt die Ehre ab, die konservativen Deklaranten, die man neulich verdächtigte, weisen die Urheberschaft mit Protest zurück, die Nationalliberalen von heute sind bereit, die Thäterschaft abzuschwören, und so wird wohl schließlich der böse Fortschritt daran glauben müssen. Es wäre damit wenigstens bewiesen, daß der deutsche Reichskanzler vom Anfang der 70er Jahre bis zum Sturze Falks im Dienste der Fortschrittspartei gestanden, was bisher noch Niemand hatte glauben wollen. Doch Scherz bei Seite: die Art und Weise, in welcher seit dem Friedensschluß mit dem Papst Leo der Irrthum des Kulturkampfes, in welchem ein Jahrzehnt hindurch mit Eifer verharrt zu haben, Fürst Bismarck schlechterdings nicht in Abrede stellen kann, moralisch an den Pranger gestellt wird, ist höchst bemerkenswerth. Die Anhänger des Liedes: „Es kann ja nicht immer so bleiben, hier unter dem wechselnden Mond", dürfen sich Glück wünschen, denn eine erlauchtere Bekräftigung der elementaren Weisheit dieser Dichtung ist in der Weltgeschichte schwerlich schon einmal dagewesen.

Aber nicht blos Lehrmeinungen und Gesetze sind in solcher Weise dem Wechsel unterworfen, sondern auch Regierungsgrundsätze und Personen. Unser Verhältniß zu Elsaß-Lothringen ist ein zeitgemäßes Beispiel hierfür. Auf die milde Theorie, welche die Bewohner der Reichslande nach dem Gleichniß vom verlorenen Sohn behandeln ließ, folgt nun plötzlich die energische Praxis des Gebotsam heischenden Eroberers. Ob sie heute noch im Stande ist, bessere Ergebnisse zu zeitigen, als die Bruderschaftsmaxime, nach der man bisher gehandelt, bleibt dahingestellt. Jedenfalls kann der nüchterne Beobachter sich einer kleinen Schadenfreude kaum entschlagen, wenn er gewahrt, wie Männer ruhig bei Seite geschoben werden, welche zu gewissen Zeiten dem deutschen Reichstage gegenüber ihre Ueberzeugungen in einer Weise vertraten, welche der Achtung nicht immer entsprach, die eine solche Versammlung wohl für sich in Anspruch nehmen darf. Staatssekretär Hofmann, wie Unterstaatssekretär Mayr, der Monopol-Mayr, werden jetzt Muße haben, über des Geschickes Mächte nachzudenken, mit denen kein ewiger Bund zu flechten ist, und es wäre schon als Erfolg zu betrachten, wenn ihr Schicksal bisweilen gewissen Machthabern und Wortführern von heute mahnend vor die Seele träte, um sie in den Schranken einer entgegenkommenden Höflichkeit zu halten, welche den Beamten des Reiches der gewählten Volksvertretung gegenüber so wohl ansteht. Jeder solcher Redner am Bundesraths- oder Regierungstische müßte in Gedanken stets die Devise vor sich haben: „Heute mir — morgen Dir", und der Kammerton bei uns würde unendlich gewinnen.

Vielleicht haben wir gerade jetzt die Genugthuung, zu erleben, daß auch Herr Katkoff ähnlichen Erwägungen zugänglich wird. Der mächtigste Mann im weiten Rußland nach dem Czaren hatte sich bis zu der Kühnheit vertiegen, die eigenste Politik seines Souverains — um es offen heraus zu sagen — für landesverrätherisch zu erklären. Die Friedenspolitik, welche Herr Giers als Minister des Aeußern im Auftrage Alexanders III vertrat, galt dem Manne der Moskauer Zeitung als ein Verbrechen an der russischen Nation. Daß er den Muth fand, diese Ueberzeugung offen auszusprechen, muß als Beweis für die eigenthümliche Stellung gelten, deren er sich bisher erfreute. Fast schien es, als ob der sonst so allmächtige Herrscher aller Reussen Bedenken trage, die volle Schaale seines Zornes über dem Haupte dieses Unbequemen zu entleeren. Katkoffs Reise nach Gatschina soll allerdings mit dem Sieg der Giers'schen Politik geendet haben — aber die Straflosigkeit, deren sich bislang der panslavistische Agitator zu erfreuen hatte, darf doch nicht als Abschreckung angesehen werden, welche dazu angethan schiene, Herrn Katkoff von ferneren Zeitelungen gegen die friedliche Czarenpolitik zurückzuhalten.

Denn um Zeitelungen friedensgefährlichster Art hat es sich bei dieser ganzen Auflehnung des Häuptlings der russischen Nationalpartei gegen den europäischen Friedenszustand gehandelt. Die immer noch nicht geglückte Verstopfung des „bulgarischen Lochs", wie sich ein ausländischer Diplomat drastisch ausgedrückt, muß als der Urgrund aller dieser Versuche angesehen werden, durch ein französisch-russisches Kriegsbündniß Deutschland und Oesterreich dafür zu strafen, daß es den Russen nicht hat gelingen wollen, in Bulgarien und an der unteren Donau moralische und andere Eroberungen zu machen. Die Versumpfung der bulgarischen Frage, welche seit der Militärrevolte in Sofia in Permanenz getreten, ist nach wie vor eine große Gefahr für Europa und jene neunmalweisen Politiker, welche in der nächtlichen Entsetzung des Fürsten Alexander Battenberg ein Friedenssymptom ersten Ranges freudig begrüßten, sind durch die Ereignisse leider furchtbar ad absurdum geführt worden.

Zum Glück für die Friedenserhaltung hat sich Czar Alexander III. bisher persönlich noch nicht von den russischen Chauvinisten unterjochen und geistig gefangen nehmen lassen, und zum Glück war ebenfalls in Frankreich ein Ministerium am Ruder, dessen friedliche Gesinnung bislang immer noch über die Umtriebe der sogenannten „turbulenten Minoritäten" zu triumphiren verstand. Auch der neueste Sieg des Kabinets Goblet, der in der französischen Deputirtenkammer mit einer vergleichsweise ansehnlichen Majorität erfochten wurde, darf daher von den Friedensfreunden mit besonderer Genugthuung begrüßt werden. Der Wunsch des Herrn Clemenceau und seiner Hintermänner, das Kabinet zu stürzen, trat so plump in die Erscheinung und die Sehnsucht der großen Mehrheit des französischen Volkes nach Ruhe und friedlicher Entwickelung der Dinge erwies sich in den Abgeordneten so mächtig, daß nach der Abstimmung das Ministerium um Vieles gefesteter erscheint, als man dies vorher für möglich gehalten.

Die Versuche einzelner ehrgeiziger Diplomaten der Republik, auf eigene Faust russophile Politik zu treiben und so Frankreich in latenten Gegensatz zu den europäischen Centralmächten zu bringen, traten zwar in Sofia noch immer zuweilen hervor — allein ohne sonderlichen Schaden anzurichten. Die Bulgaren haben bisher mit vielem Glück und großer Behutsamkeit operirt. Wenn die monarchischen Mächte ihnen bisher das Glück nicht gönnen mochten, sich über einen passenden Fürsten zu verständigen, so leisteten sie nolens volens republikanischen Strebungen Vorschub. Man gewöhnt sich nachgerade auf dem Balkan an das fürstenlose Regiment der Regentschaft und, täuscht nicht alles, so ist der Hinweis auf diese Thatsache wohl das stärkste Argument, welches der bulgarische Delegirte Stoiloff auf seiner neuen Rundreise, die er über Wien angetreten hat, im Reisegepäck mit sich führt. Es ist allerdings eine seltsame Fügung, daß monarchische Staaten republikanische Einrichtungen begünstigen, weil sie nicht vermögen, sich über einen geeigneten Fürsten zu verständigen.

Beim Komponisten des „Merlin".

Von (Nachdruck verboten.)

Josef Lewinsky (Berlin).

„Entschuldigen Sie, wenn ich Sie im Schlafrock empfange," sagte Philipp Rüfer, der Schöpfer des „Merlin", als ich in seiner frühen Sprechstunde ihn besuchte.

„Schöne Frauen und berühmte Männer sind mir im Negligee am liebsten," erwiderte ich verbindlich. Und in der That fühlte ich mich allen Zwanges ledig, als ich dem in jeder Hinsicht „aufgeknöpften" Künstler in seinem Arbeitszimmer gegenüber saß. Minder geheimnißvoll als Lohengrin, kam er meiner Fragluft nach „Nam' und Art" sehr liebenswürdig entgegen, während meine schriftliche Anfrage bisher erfolglos gewesen war. Aber freilich konnte der Komponist zur Entschuldigung auf jenes Riesengebirge von Briefen auf seinem Schreibtisch hinweisen, indem er lachend erklärte, daß er im Verlaufe von zehn Jahren kaum so viel Zuschriften erhalten habe, als in den letzten Wochen seit der Aufführung seiner Oper.

Wie ist doch der Erfog für Alles entscheidend im Leben! . . .

Ja, der Erfolg! . . . . Auch die Heimath, für die der Komponist bisher nicht existirt hatte, sie befindet sich unter den Glückwünschenden und ist mit einem Mal „stolz" auf ihren Landsmann. Selbstloser und reiner als alle diese Kundgebungen sind die schlichten Freudenäußerungen der in der Ferne weilenden greisen Eltern. . .

„Ich hab' den guten Alten in meinem Leben genug zu schaffen gemacht," bemerkte der Künstler mit inniger Rührung. Und als ich ihn bat, mir einiges aus seinem Leben mitzutheilen, fuhr er lächelnd fort: „Ich war, unter uns gesagt, ein großer Taugenichts in meiner Jugend. Denken Sie, in meinem sechsten Jahre wollte ich schon Musiker werden. Mein Vater, Organist an der evangelischen Kirche zu Lüttich, wo ich 1844 geboren bin, machte aber, obgleich er mein erster Lehrer war, von meinen pianistischen Heldenthaten nichts wissen. Es setzte harte Kämpfe. Zu meinem 12. Jahre hatte ich bereits alle Schulen von Lüttich absolvirt. Ich wurde nämlich aus allen weggejagt. Meine Lehrer machten sämmtlich die merkwürdige Entdeckung, daß ich statt der Bücher Notenpapier vor mir liegen hatte und statt ihren Vorträgen zu lauschen, mich in musikalischen Meditationen erging. So entstand eines Tages in der Geographiestunde eine Sonate in F-moll, nebenbei bemerkt, ohne daß ich eine Ahnung von Theorie gehabt hätte; in gleicher Weise später gar ein Streichquintett. Ich hatte eben freudigen Herzens unter mein Opus 1 das Wörtchen „Fine" gesetzt, als mein musikfeindlicher Lehrer mir erklärte, daß er nun auch mit seiner Geduld beim Fine angelangt sei.

„Indessen hatte mein Lehrer, in der Ueberzeugung, daß die Musik mein Lebenselement sei, es unternommen, den Vater für diese Laufbahn zu gewinnen. Nur bedingungsweise ließ dieser sich dazu bewegen, und erst nachdem ich auf dem Konservatorium meiner Vaterstadt die höchste Auszeichnung, die goldene Medaille für Klavier, Orgel und Komposition erhalten, wollte auch er dem Drange, der mich beseelte, nicht länger Widerstand leisten.

„Wie nun aber jeder Mensch, der nur einigermaßen über das Niveau des Alltäglichen sich erhebt, sofort seine Gegner und Neider hat, sollten die bitteren Erfahrungen auch mir nicht erspart bleiben, als ich (1865) mit sechs Studiengenossen um den „Prix de Rome" konkurrirte. Die uns gestellte Aufgabe war eine Kantate: „Die Tochter Jephtas". So unerfreulich die Geschichte damals verlief, hatte sie doch auch ihre humoristische Seite. Vergegenwärtigen Sie sich sechs lebenslustige junge Leute, die, um den Konkurrenzbedingungen zu genügen, genöthigt sind, sich fünfundzwanzig Tage ihrer Freiheit zu begeben. Wir wurden eingesperrt. Unsere Zellen lagen dicht nebeneinander. Jede Zelle hatte ihr Klavier. Man war anfangs so grausam, die akustischen Verhältnisse unserer Klausen so wenig zu berücksichtigen, daß wir einander hören mußten. Erst auf unsern energischen Protest gegen diese, der Humanität des neunzehnten Jahrhunderts Hohn sprechende Art der musikalischen Tortur, wurden unsere Folterkammern mit Strohsäcken und ähnlichen Schalldämpfern „ausstaffirt". Damit aber eine Verbindung mit der Außenwelt von uns freigehalten werde, war man so gütig, uns dieselbe Fürsorge angedeihen zu lassen, wie unseren heutigen Hungervirtuosen. Wir wurden bewacht . . . Zu diesen, die Phantasie an sich schon ungemein befruchtenden Annehmlichkeiten gesellte sich mir ein körperliches Leiden, welches mich zur Arbeit zwar nicht untauglich machte, aber wenigstens die moralische Wirkung übte, mich fortgesetzt an die Unvollkommenheit dieser Welt zu mahnen. Möglich, daß etwas von dieser Unvollkommenheit auf meine „Tochter Jephtas" übergegangen war. Genug, den ersten Preis erhielt ich nicht.

„Hatte sich schon anläßlich dieser Preisbewerbung in der Jury eine gewisse Parteilichkeit gezeigt, so trat eine solche bei einer späteren Konkurrenz noch bestimmter zu Tage. Obgleich meine Arbeit — „Die Jungfrau von Orleans", Kantate für Soli, Chor und Orchester — von den kompetentesten Beurtheilern als die werthvollste bezeichnet wurde, ging ich auch diesmal leer aus. Der Direktor des Konservatoriums, Mr. Daussoigne-Méhul, ein Gegner meines Vaters, konnte es nicht über sich gewinnen, mir die Versicherung vorzuenthalten, daß er der Parteilichkeit, die mir widerfahren, persönlich fernstehe. Mein Talent vollkommen würdigend, rieth er mir, die Ausbildung desselben in Deutschland zu vollenden.

„So verließ ich denn am 30. September 1867 mein Vaterland, um mich zunächst nach Leipzig zu begeben. Als ich daselbst dem alten Moritz Hauptmann meine Kompositionen vorlegte, sagte er: „Was soll ich Sie lehren? Gedanken kann ich Ihnen keine geben. Das Fehlende werden Sie auch ohne mich erlernen."

„Ich sah es nun als meine Aufgabe an, das reiche Musikleben der Bleiestadt auf mich einwirken zu lassen, von meinen Verbindungen möglichst zu profitiren, im Uebrigen aber lustig drauf los zu komponiren."

Der Künstler blickte einige Augenblicke sinnend vor sich hin, dann fuhr er fort:

„Peinliche Erinnerungen sind es, die sich an einen folgenden Aufenthalt in Essen knüpfen, wohin ich 1869 als Musikdirektor berufen ward. Einen praktischen Nutzen hatte dieser Essener Aufenthalt nur insofern, als ich durch einen daselbst konzertirenden Berliner Sänger dem Professor Julius Stern empfohlen wurde, der mich (1871) für die Klavierklasse seines Konservatoriums als Lehrer engagirte.

„Ich war nun in Berlin. Ein neues Leben begann für mich, aber auch neue Sorgen stürmten auf mich ein. Es ging mir anfangs geradezu erbärmlich. Die schlecht bezahlten Stunden reichten kaum aus, meine Rauchbedürfnisse zu befriedigen, und — ich bin ein starker und verwöhnter Raucher. Zu stolz, die Kasse meines Vaters noch länger in Anspruch zu nehmen, hatte ich einst — ich darf das heute ja bekennen — drei Tage nichts zu essen. Aber 50 Pfennige besaß ich noch. Der Hunger kämpfte mit der Rauchlust. Die letztere siegte schließlich. Ich stillte meinen Hunger — mit Havanacigarren.

„O der Magen, dieser grimmige Wolf!" rief der Künstler mit komischer Heftigkeit. „Womit man ihm doch den gierigen Rachen stopfen kann! Sogar mit Marzipan. Ich erinnere mich, daß ich drei Wochen lang, da ich meine Lage Niemandem entdecken mochte, mich nur von Marzipan nährte, den liebenswürdige Schülerinnen in seltener Uebereinstimmung mir zu Weihnachten geschenkt. Wenn mein Appetit auf Süßigkeiten für alle Zeiten gestillt ist, so habe ich dies allein dem überreichen Genuß dieser „Liebesgaben" zu verdanken.

„Daß ein solches Leben mir für die Dauer wenig Befriedigung gewähren konnte, werden Sie begreiflich finden. Höchst willkommen war mir daher ein Antrag eines Grafen T., in eine von ihm gegründete Hochschule für Musik als Lehrer einzutreten. Leider erwiesen sich die „reichen Mittel" meines Direktors als eitel Wind. Die Sache mußte sich nach einer Weile ihrem Abschluß. Der edle Graf zog sich auf seine Luftschlösser zurück, während ich mir die reale Verpflichtung auferlegte, durch Verpfändung meiner Uhr 2c. die Forderungen des engagirten Lehrpersonals zu befriedigen.

„Bei all der Misère war mir zum Glück meine Schaffenslust nicht abhanden gekommen. Ich komponirte eifriger denn je und war bemüht, die Ergebnisse meines Fleißes in eigenen Konzerten dem großen Publikum vorzuführen. Eine Konzertreise, welche ich in Gesellschaft eines Sängers und Geigers bis an die russische Grenze hin unternahm, verlief höchst abenteuerlich. Wir kamen in Orte, in welchen kein Klavier, und gaben Konzerte, in welchen kein Publikum aufzutreiben war. Genug, als wir wieder in Berlin eintrafen, sahen wir sämmtlich höchst „zurückgekommen" aus . . ."

Der Künstler hielt lächelnd inne. Dann rief er lebhaft: „Einen Nutzen hatte die Fahrt aber doch für mich. Durch einen meiner Genossen lernte ich den Dr. Hoffmann, meinen nachmaligen Textdichter kennen. Längst schon war es mein Wunsch, mich an die Komposition einer Oper zu wagen. Nur der Mangel eines geeigneten Libretto hatte mich davon zurückgehalten. Nun (1881) bot mir Hoffmann das Textbuch des „Merlin". Begeistert von den poetischen Schönheiten der Dichtung, machte ich mich unverzüglich an die Komposition. Doch über der Vollendung meiner Arbeit gingen 3½ Jahre hin; denn von der Zauberkraft meines Helden war leider mein Geldbeutel unberührt geblieben. Ich mußte Stunden geben! O Fluch des schaffenden Künstlers, diese gemeine Sorge ums liebe Brod! . . . Erst während des letzten halben Jahres, als ich die Partitur meines Werkes schrieb, gab ich alle Lektionen auf. Mit vollster Hingebung arbeitete ich vierzehn bis fünfzehn Stunden des Tages. Minder angenehm gestaltete sich eine spätere Thätigkeit: die Korrektur sämmtlicher Fehler, die dem Kopisten in die Feder geflossen waren — 7000 Fehler, die hier in diesem Büchelchen genüsseinhaft verzeichnet stehen . . .

„Endlich war meine Oper vollendet und am 15. November 1885 wurde sie bei der General-Intendanz eingereicht. Aber welche Zeit des Hangens und Bangens folgte nun. Erst am 10. April 1886 kam die Entscheidung: „Merlin ist angenommen!"

„Es war der erste Hoffnungsstrahl nach jahrelangen Kämpfen. Wie viel Hindernisse waren aber noch zu beseitigen, bis zum Moment der Aufführung. Wie oft mußte dieselbe hinausgeschoben werden. Welche Schwierigkeiten wurden mir allein von den Sängerinnen bereitet. Drei dieser Damen, denen die Partie der Ginevra übertragen war, wurden nacheinander krank. Schließlich, wenige Tage vor der Aufführung erbarmte sich Eine Vierte meiner Unglückskönigin.

„Sie sehen, wenn meine Erstlingsoper einigen Beifall gefunden, so habe ich ehrlich um den Erfolg gerungen. Die Kämpfe des Künstlers enden ja erst mit seinem letzten Athemzuge. . . Ich habe Ihnen in flüchtigen Umrissen ein Bild meines Lebens und Strebens gegeben. Sie haben einen genügenden Einblick in meine Tragi-Komödie gewonnen — Lassen wir den Vorhang fallen!"

„Aber doch, um ihn bei Ihrer zweiten Oper wieder emporzuziehen?!"

„Mit Freuden, lieber Freund, nur schaffen Sie mir erst ein gutes Libretto."